# Die Leidenschaften des Professor Knoke

Professor Knokes[1] große Leidenschaft waren die alten Römer. Vielleicht hätte er hervorragend in das Lehrerkollegium gepasst, das wir aus der Verfilmung des Heinrich-Spoerl-Romans *Die Feuerzangenbowle* mit Heinz Rühmann aus dem Jahr 1944 kennen. Schon 1887 hatte sich der streitbare Professor in einem Buch intensiv mit den Feldzügen des Germanicus befasst. Aber der Ehrgeiz des eigenwilligen Gelehrten war damit noch lange nicht erloschen, im Gegenteil: Nachdem er 1892 Direktor des Osnabrücker Ratsgymnasiums geworden war, durchforstete Knoke mit beispielloser Sorgfalt und Leidenschaft die Wälder um das heutige Bad Iburg, wo er den Ort der Varus-Schlacht des Jahres 9 n. Chr. vermutete – seinen Tacitus möglicherweise stets in der Tasche, zumindest aber im Kopf. Immer wieder konnte man den Gelehrten, bewaffnet mit einem Spaten, bei seinen Feldforschungen antreffen. Jeder Tumulus (Grabhügel), jedes Stückchen Holz, jede Scherbe, die er einem vermeintlichen Römerlager zuordnen konnte, steigerte seinen Elan und brachte neuen Schwung. Jeden Graben, jede Erhebung untersuchte der Forscher aufs Genaueste. Immer neue „Beweise" fand er, die seine Thesen untermauern sollten. Und wenn dabei etwas nicht passte, wurde es eben passend gemacht. Es verwundert daher nicht, dass die Toleranz gegenüber anderen Meinungen nicht gerade zu den Vorzügen des Professors zählte. Seine wilde Entschlossenheit machte ihn anfällig für Scherze seiner Schüler, die ihm einst bei seinen Ausgrabungen angeblich eine Tonscherbe mit der Aufschrift „Es grüßt dich, Knoke, dein dankbarer Quintilius Varus" unterschoben. Dies wäre, um im Bild der *Feuerzangenbowle* zu bleiben, ein Streich, der eines Schülers Pfeiffer würdig gewesen wäre. Ob diese Geschichte allerdings der Wahrheit entspricht, ist nicht bekannt.[2]

Seinem renommierten Kollegen, dem Prähistoriker Carl Schuchhardt (1859–1943), war der Geheime Studienrat in tiefer Abneigung verbunden, hatte dieser es doch gewagt, die oftmals abenteuerlichen Theorien Knokes einer ernsthaften Belastungsprobe zu unterziehen.[3] Seit 1912 auch Vorsitzender des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, fand Professor Knoke in der altehrwürdigen und angesehenen Vereinszeitschrift, den *Mitteilungen für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück* oder kurz *Osnabrücker Mitteilungen,* ein geeignetes Forum, um seine Theorien zu veröffentlichen. Kaum eine Ausgabe im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, die ohne einen Fundbericht oder einen anderen Beitrag Knokes auskam. Ein paar Zeilen hatte er immer in seiner Feder. Und so fand das einstige Kampfgeschehen zwischen Römern und Germanen seine Fortsetzung in einem erbitterten Gelehrtenstreit zwischen Schuchhardt und Knoke über die Lokalität der Schlacht.

Heute ist Professor Friedrich Knoke, der 1928 starb, weitgehend vergessen. Seine umstrittenen Theorien konnten im Laufe der Jahre sämtlich widerlegt werden. Der

*Mit Schafspelz und Kuhhörnern: Statisten posieren für die 1900-Jahr-Feier der Varusschlacht (1909)*

Ort der Varus-Niederlage aber sollte noch einige Generationen von Forschern beschäftigen, den Hobbyarchäologen ebenso wie den Berufshistoriker. Viele weitere Orte reklamierten seither mit mehr oder weniger belastbaren Argumenten die prestigeträchtige Schlacht für sich. Sichere Beweise konnte jedoch niemand vorlegen.

Aufsehen erregten dann 1987 die Münzfunde des britische Majors Tony Clunn in Kalkriese, einem kleinen Ort etwa 20 Kilometer nördlich von Osnabrück. Aufgrund der seitdem erbrachten Grabungsbefunde scheint Kalkriese, weitab von des Professors Vermutungen, mittlerweile das Rennen für sich entschieden zu haben, so dass hier der 2000. Jahrestag groß gefeiert werden konnte. Es bleibt zu hoffen, dass derselbe Lokalpatriotismus, der mehr als ein Jahrhundert lang als Katalysator für die Entstehung von Hunderten von Theorien zum Ort der Varusschlacht gedient hat, die kritische Sicht nicht vernebelt. Unsinnige Buchtitel wie „Der Tag, an dem Deutschland entstand"[4] zeigen, dass das Thema sich vor allem dann gut verkaufen lässt, wenn es mit plakativen Etiketten versehen wird. Eine Tatsache sollten wir uns klar vor Augen halten: Die Niederlage des Varus bedeutete noch nicht den Beginn der deutschen Geschichte. Und auch die ersten „Osnabrücker" waren noch längst keine Deutschen.

*Stückwerk aus vielen Jahrhunderten: der Dom*

Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme … Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlicht wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt … Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechts, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben.“[11]

## 2.2. Osnabrück im Frühmittelalter

Bis Osnabrück von der Missionszelle im Sachsenland zu dem wurde, was wir heute als Stadt verstehen, sollten noch einige hundert Jahre ins Land gehen. Immerhin entwickelten sich schon im 9. Jahrhundert auch außerhalb der Domburg die ersten Siedlungsinseln.

Ein sicheres Leben gab es in den ersten Jahrzehnten auch im Schutz der Domburg nicht. Im Laufe des 9. Jahrhunderts waren die Normannen zum Schrecken des Frankenreichs geworden. Zunächst hatten sich ihre Beutezüge nur auf England



erstreckt, doch seit der Landung eines starken Heeres in Flandern nahm die Bedrohung auch für die Küstenländer des Kontinents immer gefährlichere Formen an. Mit ihren schnellen Drachenbooten fuhren die Skandinavier die großen Ströme wie Rhein, Elbe und Seine hinauf und plünderten 881 und 882 Köln, Bonn und Aachen. Um diese Zeit könnten sie auch nach Osnabrück gekommen sein.

Der Bischofssitz zog viele Menschen an, die in der Folgezeit in der Umgebung der Domburg lebten, denn der Bischof brauchte Handwerker und Gesinde, kurzum Menschen, die ihn mit allem Lebensnotwendigen versorgten. Die aufblühende Wirtschaft machte die Ansiedlung in der Nähe des Doms für Auswärtige attraktiv.

Leider sind die rechtlichen und finanziellen Details der damit zusammenhängenden bevölkerungs- und wirtschaftspolitischen Maßnahmen erst im Hochmittelalter ansatzweise fassbar. Demnach konnten Interessenten für eine geringe Gebühr, das sogenannte „Wordgeld“ (Word = Grundstück), Bauland vom Bischof erwerben.[12] Viele Menschen, die auf dem Land in Unfreiheit lebten, das heißt in Abhängigkeit von einem Grundherrn, konnten hoffen, in der Stadt „frei“ zu werden und ein neues Leben zu beginnen.

Langsam entwickelten sich auch erste Formen von organisiertem Handel und Gewerbe. Dem Dom gegenüber lag eine kleine Sandinsel, deren Erhebung sich heute mit einiger Fantasie noch erkennen lässt. Hier entwickelte sich ab dem Ende des 9. Jahrhunderts allmählich eine Marktsiedlung, in deren Mitte ab dem 11. Jahrhundert die Marienkirche als Kaufmannskirche belegt ist. Der langsam wachsende Siedlungskern war durch den wasserreichen aus der südwestlich gelegenen „Wüste“ kommenden Poggenbach noch von der Domburg getrennt. Erst mit zunehmender Bebauung wurden die Niederungen nach und nach trockengelegt und der Poggenbach kanalisiert.

*Osnabrück im 11. Jahrhundert im Modell*

Der Name „Wüste“ leitet sich ab vom niederdeutschen „wöst“, was „unbewohnbar“ bedeutet, und genau das war diese Landschaft ja um diese Zeit und sollte es noch über Jahrhunderte bleiben – eine in der Eiszeit entstandene moorige Niederung, die praktisch nicht genutzt werden konnte.

## 3.1. Vereint in die Fehde

Seit Anfang des 11. Jahrhunderts hatte sich Osnabrück um zwei Siedlungskerne herum entwickelt: um die Domburg entstand die „Altstadt“, um das Kollegiatstift St. Johann im Süden die „Neustadt“. Beide unterstanden zwar einem gemeinsamen Landesherrn, dem Bischof, besaßen aber jeweils ein eigenes Rathaus. Dieser eigentlich recht unsinnige Zustand endete im Jahr 1307, als sich Alt- und Neustadt vereinigten und mit einer gemeinsamen Mauer umgaben. Die Verwaltungen blieben allerdings noch bis 1803 getrennt. 1348 gab sich die vereinigte Stadt eine gemeinsame Verfassung, die Sate (Satzung). An die Sate erinnert heute noch der Handgiftentag am ersten Werktag des Jahres, an dem im Friedenssaal des Rathauses die Justus-Möser-Medaille verliehen wird, die höchste Auszeichnung der Stadt Osnabrück. Am „Handgiftendach“ wurde die Stadtverfassung verlesen, wonach sich die an den Ratswahlen Beteiligten die Hände reichten (handgiften). Der Tag kostete damals einen Ochsen das Leben, und auch manch anderes Festmahl ging samt Getränken zu Lasten der Stadt.[25] In der Gegenwart geht es allerdings weniger deftig zu.

Im Laufe des Mittelalters büßte der Bischof immer mehr an Macht ein. Bei den Wahlen zum Stadtrat blieb er außen vor. Er hatte es nicht leicht mit „seinen“ Osnabrückern. Zwar stellte sich die Stadt bei Fehden nicht selten an seine Seite und zeigte Präsenz als militärischer Bündnispartner, doch wirkte sich dies für den

*Grundlage des städtischen Rechts: die Sate (1348)*

*Ehemalige Nebenresidenz der Bischöfe: die Iburg*

Landesherrn insofern nachteilig aus, als die Stadt auf diese Art und Weise ihre Macht und ihr Selbstbewusstsein stärken und sich der Herrschaft des Bischofs immer mehr entziehen konnte. Es war demzufolge für ihn nicht immer einfach, diese Stadt zu regieren, die stets auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht war und sich notfalls auch nicht scheute, sich mit ihrem Bischof anzulegen.

Ein gutes Verhältnis hatten die Bürger zu ihrem Bischof Ludwig von Ravensberg (1297–1308), obwohl sie mit ihm zwei Fehden durchstehen mussten. Die erste betraf den Grafen Simon I. zur Lippe, der gern das Stiftsgebiet von Osnabrück heimsuchte und den die Bürger schließlich gefangen nehmen und in den Bucksturm sperren konnten. Wichtiger aber war die zweite Fehde, die die Osnabrücker zum Kampf gegen das benachbarte und seit Jahrzehnten verbündete Münster zwang. Diese Fehde macht deutlich, dass die Stadt sich trotz wachsender Abgrenzung noch nicht endgültig von der Landesherrschaft des Bischofs gelöst hatte, denn es war eigentlich eine Angelegenheit des Bischofs, für die die Osnabrücker ins Feld zogen. Im Sinne der Kaufleute dürfte der Kampf nicht gerade gewesen sein.

In die Annalen der Stadt ging die Schlacht auf dem Haler Feld nordwestlich von Osnabrück im Herbst des Jahres 1308 ein. Das Besondere daran war, dass sich zwei eigentlich miteinander verbündete Städte an der Seite ihres jeweiligen Bischofs gegenüberstanden. Alles hatte im Jahr 1306 in Münster begonnen, als Konrad I. von Berg die Nachfolge des Bischofs Ottos III. von Rietberg angetreten hatte, der mit Teilen des Domkapitels in Konflikt geraten und vom Kölner Erzbischof abgesetzt worden war. Otto aber fühlte sich nach wie vor im Recht und konnte auch noch auf einigen Anhang in seiner Diözese zählen.

Damit schienen die Pesttoten erklärt und die Schuldigen bestraft. Auch in manchen westfälischen Nachbarstädten kam es zu Pestpogromen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte verringerte sich die Zahl der Juden in Osnabrück weiter, bis dann 1424 auch der letzte Jude aus der Stadt verschwunden war. Wir erfahren aus dieser Zeit von einem Vertrag des Bischofs mit der Stadt, in dem der Judenschutz aufgegeben wurde.[57] Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Osnabrück keine Juden mehr.[58]

Erst zur Zeit der Herrschaft Napoleons sollte sich in Osnabrück wieder eine kleine Judengemeinde ansiedeln können – sehr zum Unwillen der Osnabrücker, aber sie mussten sich beugen.[59] Die Juden erhielten das Bürgerrecht, das ihnen jedoch bereits 1814 vom Königreich Hannover wieder aberkannt wurde. Dennoch versuchten einige von ihnen, sich in Osnabrück eine Existenz aufzubauen, trotz aller Steine, die man ihnen in den Weg legte. Sobald ein Jude zur wirtschaftlichen Konkurrenz zu werden drohte, kannte man kein Pardon.[60]

## 3.8. Ertwin Ertman

Wenn wir uns mit der spätmittelalterlichen Geschichte Osnabrücks beschäftigen, kommen wir um einen Namen nicht herum: Ertwin Ertman, den Erbauer des neuen Rathauses. Geboren um 1430 in einfachen Verhältnissen als Sohn eines Bierbrauers, hatte er in Erfurt Jura studiert. Nach seiner Rückkehr nach Osnabrück gelangte Ertman aufgrund seiner Fähigkeiten schnell in den Rat der Stadt, der ihn mit einer heiklen Mission betraute, nämlich eine „Verhansung“ aufzuheben. Der beredsame Osnabrücker löste die Mission mit Bravour und empfahl sich für höhere Aufgaben. Er trat in den Dienst des Bischofs Konrad III. von Diepholz, was sich für ihn in jeder Hinsicht lohnte, da er fortan keine Abgaben mehr zu zahlen hatte. Nun war er also sowohl für die Stadt wie auch für den Bischof tätig, Diener zweier Herren, was für ihn aber offensichtlich kein größeres Problem darstellte. So gipfelte seine Karriere 1477 in der Wahl zum Bürgermeister, ein Amt, das er mehr als 25 Jahre ausübte. Er blieb für die Osnabrücker ohne Alternative und wurde jedes Jahr wieder gewählt. Er förderte das Wirtschaftsleben und machte in seinen letzten Lebensjahren als Geschichtsschreiber auf sich aufmerksam. Von ihm stammt die erste erhaltene Chronik der Stadt Osnabrück. Nach damaliger Sitte der Historiographen kam es dabei aber nicht unbedingt auf historische Genauigkeit an, sondern die Geschichtsschreibung sollte vor allem die Taten der Vorväter feiern. Ansonsten übte man sich in der Kunst des Auslassens. Auch Ertman ließ einiges aus, vor allem stand er als bischöflicher Rat, der er ja seit 1468 war, loyal zum Bischof und unterließ es tunlichst, ihn durch kritische Töne zu seinen Amtsvorgängern zu kompromittieren.

*Bürgerstolz in Sandstein: das Rathaus*

Sein Bürgermeisteramt legte Ertman Ende 1503 nieder. Im Frühjahr 1505 starb er und wurde in der Kirche des Barfüßerklosters begraben. Die Vollendung des Rathausbaus im Jahre 1512 erlebte er nicht mehr.

## 3.9. Die Laischaften

Osnabrück war eine Ackerbürgerstadt. Jeder lebte irgendwie auch von der Landwirtschaft und brauchte einen gewissen Anteil an Weide; das Vieh hüteten meistens die Kinder. Die „Weidegründe“, Marken genannt, lagen außerhalb der Stadt (Wüste, Rubbenbruch, Eversfeld, Fledder, Dodesheide). Die Aufsicht über die Marken führte anfangs der Bischof, allmählich übernahm dann der Rat der Stadt dieses Recht. Wenn reiche Bürger und die Geistlichkeit entlang strittiger Grundstücksgrenzen Zäune errichteten und Gräben aushoben, kam es immer wieder zu Streitigkeiten oder gar Aufständen, in deren Verlauf die Grenzen kurzerhand wieder beseitigt wurden.

*Allegorie auf den Frieden mit Osnabrücker Stadtsilhouette im Hintergrund*

Sehr gut hatte es der kaiserliche Gesandte, Reichshofrat Dr. von Crane, getroffen. Er logierte in der alten Ratsapotheke am Markt. Apotheker galten damals auch als hervorragende Schnapsbrenner – kein Wunder, dass hier sehr häufig getagt wurde.[102] Während einige Unterhändler einen erheblichen Pomp entfalteten, lebten andere einfach und bescheiden, so dass mancher Osnabrücker, der sich ein saftiges Zubrot erhofft hatte, enttäuscht das Gesicht verzog. Viele brachten auch ihre eigenen Handwerker mit, so dass der Kongress nur in bescheidenem Maß Arbeitsplätze schaffte. Auch schienen die hohen Herren ziemlich verwöhnt und beschwerten sich bei den geringsten Anlässen über Preise, Maße und Gewichte, so dass der Rat hier schließlich regulierend eingriff.[103]

Da die Gesandten nicht der städtischen Gerichtsbarkeit unterstanden, durften sie sich auch ungestraft daneben benehmen. Berechtigte Klagen und Beschwerden betrafen allerdings die hygienischen und die Straßenverhältnisse. Die meisten Ackerbürger hielten Vieh, das sie morgens und abends durch die Straßen trieben. Auch die Schweine liefen nach Belieben durch die Stadt, eine Straßenreinigung gab es nicht, wenn man vom Regenwasser absieht, das sich von den Dächern auf die Straßen ergoss und den Unrat in die Gosse spülte. Vor den Häusern hatten die



Bürger ihre Misthaufen platziert oder Handwerker nutzten die Fläche vor ihren Werkstätten zur Lagerhaltung. Alles war eng und stank bestialisch.[104]

Auch für die Sicherheit und den Schutz der Delegierten hatten Münster und Osnabrück Sorge zu tragen. Während in Münster Söldner diese Aufgabe übernahmen, hatte man sich in Osnabrück aus finanziellen Erwägungen gegen diese Lösung entschieden und vertraute auf die Bürgerwehr, die allerdings zum Ärger der Gesandten nicht allzu zuverlässig war. Entweder schliefen die Wachen oder erschienen gar nicht zum Dienst. Dennoch gab es keine Zwischenfälle, die Leib und Leben der Delegierten gefährdet hätten.[105] Keiner der hohen Herren kam zu Schaden. So sah es also in der Stadt aus, in der über das Ende des Krieges verhandelt wurde. Nun lässt der Friedenssaal des Osnabrücker Rathauses vermuten, dass sich die Gesandten alle an einem Ort getroffen hätten. Dem war aber nicht so: Meist trafen sich einzelne Gesandte in ihren Wohnungen oder Quartieren und besprachen die wichtigsten Details bei einem mehr oder weniger deftigen Gelage. Das Rathaus war überdies dringend reparaturbedürftig, vor allem das Dach.[106] Die Verhandlungen liefen alles andere als zügig ab. Es wurde getäuscht, getrickst, bestochen. Für letzteres fand man ein schönes Wort: Realdankbarkeit. Immer wieder mussten die Delegierten sich bei ihren Regierungen rückversichern, denn Vollmachten besaßen sie nicht. Ständig waren Kuriere zwischen Münster und Osnabrück und den europäischen Hauptstädten auf gefahrvollen Wegen unterwegs. Unter diesen Umständen zogen sich die Friedensverhandlungen über mehrere Jahre dahin, und der Krieg ging weiter.

In Osnabrück wurde nicht nur über den Frieden verhandelt, es ging auch um die Zukunft von Stadt und Hochstift selbst. Die Stadt wollte ihre politische Unabhängigkeit ebenso wie ihr lutherisches Bekenntnis auf jeden Fall behalten. Die Osnabrücker Stände, Domkapitel, Ritterschaft und Stadt versuchten sofort, die Gesandten auf ihre Seite zu ziehen. Auch einzelne Bürger wurden aktiv und suchten Unterstützung bei den Gesandten für ihre eigenen Belange, beispielsweise die Barbiere, die ein eigenes Gildeamt wollten. Dies war jedoch vergleichsweise harmlos im Vergleich zu den Aktivitäten, die die Katholiken der Stadt entfalteten: Die Äbtissin des Klosters Gertrudenberg behauptete im Oktober 1645 gar, die Stadt habe 1636 dem schwedischen Militär Geld geboten, um das schon beschädigte Kloster vor den Mauern Osnabrücks endgültig zu zerstören. Auch die zahlreichen Gläubiger der Stadt kamen und hofften mit Hilfe der Gesandten ihren Forderungen durchsetzen zu können. Die Verhandlungen wurden in Osnabrück sehr genau verfolgt, immer in der Angst, auf der Verliererseite zu stehen. Die Stadt verwies auf ihre überkommenen Privilegien wie das Befestigungsrecht, die Kirchenhoheit und das alte *Privilegium de non evocando* und betonte den Status einer freien Reichsstadt. Jetzt hatte man plötzlich auch Geld, um mit städtischen Vertretern in Münster präsent zu sein.

*Der berühmteste aller Osnabrücker: Justus Möser (1720–1794)*



## 6.4. Der größte Sohn der Stadt – Möser

Die Zahl der Osnabrücker, die überregional bekannt wurden, hält sich in Grenzen, mag manch ein Osnabrücker Lokalpatriot dies auch anders sehen. Zu nennen sind vor allem Erich Maria Remarque, Felix Nussbaum und Johann Carl Bertram Stüve. Für andere wie Johannes von Miquel war Osnabrück nur eine Durchgangsstation auf dem Weg nach Berlin, während Remarques Abschied von Osnabrück 1922 bis auf zwei Kurzaufenthalte 1929 und 1930 endgültig war. All diese Personen überragt aber im Urteil der Nachwelt Justus Möser – Jurist, Politiker, Literat, Historiker, dessen Andenken die Stadt in vielfältiger Weise hochhält. Es gibt eine Möser-Straße, ein Möser-Denkmal, eine Möser-Schule, und vor allem gibt es die Möser-Medaille, die einmal im Jahr für besondere Verdienste um die Stadt verliehen wird. Schließlich gibt es die Möser-Dokumentationsstelle, die sich mit wissenschaftlicher Akribie um das Werk und Wirken dieses Mannes bemüht. In den Handbüchern zur deutschen Geschichte wird Möser dennoch meistens nur am Rande erwähnt – vielleicht auch, weil er seiner Heimatstadt immer die Treue hielt und sein Glück nicht in Residenzen wie Berlin, Dresden oder München suchte. Möser „verkörpert den skeptischen Aufklärer und späten Polyhistor, der mit weit gespannten Reformkonzepten gegenüber Regierung, Ständen und Bürgertum unter großem persönlichen Einsatz für seine Ideen warb."[128]

Justus Möser wurde am 14. Dezember 1720 in Osnabrück geboren. Sein Vater Johann Zacharias Möser gehörte als Kanzleidirektor der Osnabrücker Honoratiorenschicht an. So war der weitere Lebensweg des Sohnes vorgezeichnet. Schnell machte er Karriere und wurde bereits 1741 zum Sekretär der Osnabrücker Ritterschaft ernannt. Nach seinen Jurastudium vertrat er den Osnabrücker Adel in Rechtsgeschäften. 1746 wurde er zum *advocatus patriae* berufen. In diesem Amt führte er die Prozesse der Stadt bei Steuersachen oder Rechtsstreitigkeiten. Seine Ämterhäufung brachte es mit sich, dass er die Osnabrücker Politik in vielfältiger Hinsicht beeinflussen konnte. Nach dem Tod des Bischofs Clemens August führte er ab 1763 die Regentschaft für den unmündigen, dann fast laufend im Ausland weilenden Fürstbischof Friedrich von York.

Möser war in erster Linie Jurist und Staatsmann, aber auch sein schriftstellerisches Werk ist nur schwer überschaubar. Kaum ein Thema aus Politik, Geschichte und Kultur, zu dem er sich nicht in irgendeiner Form geäußert hätte. Schon sehr früh hatte er seine ersten literarischen Gehversuche gemacht. Später beschäftigte er sich eingehend mit der Geschichtsschreibung und verfasste eine *Osnabrückische Geschichte* (1768 und 1780), in der er nicht nur eine politische Ereignisgeschichte, nicht nur die Geschichte der Könige und Fürsten, Feldherren und Feldzüge, sondern auch das Volk in seinen Gewohnheiten und seinem Alltag beschrieb.

*Johann Carl Bertram Stüve (1798–1872)*

Auch an dem von König Wilhelm IV. 1833 erlassenen Staatsgrundgesetz für das Königreich Hannover arbeitete er mit. Damit war der König in die Verfassung eingebunden und Hannover zu einem konstitutionellen Staat geworden. Doch der erzreaktionäre Ernst August I., ein unbeliebter Herrscher, hob die liberale Verfassung gleich nach seinem Amtsantritt 1837 wieder auf. Daraufhin protestierten die berühmten „Göttinger Sieben", eine Gruppe bedeutender Göttinger Professoren, zu denen auch die Brüder Grimm zählten. Hinter all diesen Aktionen des Monarchen stand niemand anders als der erwähnte Staats- und Kabinettsminister Georg von Schele, der weit über die Grenzen des Königreichs Hannover wegen seiner kompromisslosen Haltung verhasst war.

Auch in Osnabrück wollte man den Verfassungsbruch des Königs nicht dulden. Im Namen der Stadt reichte Stüve eine Verfassungsbeschwerde beim Deutschen Bund ein. Für den Bürgermeister begann jetzt eine schwierige Zeit. Sein Mandat als Landtagsabgeordneter konnte er nicht mehr wahrnehmen und Osnabrück durfte er auch nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Landdrosten länger als drei Tage verlassen. Das aber war zuviel verlangt.

Für Stüve war der Ministerposten in Hannover kein Ersatz für seine Heimatstadt. Seit 1833 Bürgermeister, fühlte er sich hier erheblich wohler als in Hannover, das ihn nach eigenem Bekunden anwiderte.[173] In Osnabrück genoss er seine finanzielle Unabhängigkeit, war angesehen und respektiert. Von hier aus begab er sich oft auf seine berühmt-berüchtigten Fußmärsche nach Iburg. In der Stadt gab es einiges zu tun, zum Beispiel eine Reform der städtischen Verfassung, die den Katholiken immer noch die Mitgliedschaft im Rat verwehrte. Dies war allerdings ganz im Sinne der protestantischen Mehrheit in der Stadt, die in keiner Weise zu Zugeständnissen bereit war. Das Zusammenleben der Konfessionen blieb weiterhin schwierig. Den Prozessionen und Wallfahrten der Katholiken standen die Protestanten mit Unverständnis gegenüber. Stüve selbst mokierte sich über die allerorten ausgestellten „Kruzifixe und matres dolorosae".[174] Noch 1852 durften die Pilger einer Fußwallfahrt nach Telgte ihre Fahne erst außerhalb der Stadt entfalten.[175] Mit welchem Misstrauen sich Katholiken und Protestanten noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts begegnen, mag die Tatsache verdeutlichen, dass vielen Protestanten,



Stüve eingeschlossen, die Gründung des katholischen Marienhospitals äußerst suspekt vorkam.[176] Borniertheit stand gegen medizinischen Nutzen.

Für den Juni 1838 hatte sich hoher Besuch angekündigt, der König kam. Die Osnabrücker empfingen ihn kühl. Dem Protokoll wurde Genüge getan, mehr aber nicht. Der König reagierte einigermaßen verstimmt, ein Treffen mit dem Magistrat kam am darauffolgenden Tag nicht zustande, und der Abschied vollzog sich in aller Stille. Propagandistisch nutzen ließ sich die Visite nicht.[177] Der eigentliche König von Osnabrück hieß damals Johann Carl Bertram Stüve. Ernst August betrachtete ihn mit Misstrauen und ließ ihn polizeilich überwachen. In Osnabrück kursierten sogar Gerüchte, der beliebte Bürgermeister könne womöglich verhaftet werden. Man bewachte sein Haus.[178]

*Kein Freund der Freiheit: König Ernst August I. von Hannover (1837-1851)*

Dennoch wurde Stüve später noch einmal in die Landespolitik geholt, und zwar nach der Märzrevolution von 1848, als kurzzeitig liberale Geister die aufgebrachten Gemüter beruhigen sollten. Als hannoverscher Innenminister schaffte Stüve jetzt die Zensur ab und schnitt mit der Beseitigung überkommener Standesvorrechte alte Zöpfe ab. Justiz und Verwaltung wurden endlich getrennt und reformiert. Doch auch diese Revolution war nur ein Zwischenspiel. Schon 1850 kehrte Stüve nach Osnabrück zurück, wo er zwei Jahre später erneut zum Bürgermeister gewählt wurde. In seinen letzten Lebens- und Amtsjahren tat er sich nicht gerade als zupackender Modernisierer hervor, wenngleich in dieser Zeit immerhin das Gaswerk erbaut und die überfällige Kanalisation in Angriff genommen wurde. 1864 gab er sein Amt auf und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1872 und wurde auf dem Hasefriedhof begraben. Zehn Jahre nach seinem Tod errichtete ihm seine Geburtsstadt ein Denkmal auf dem Marktplatz. Es zeigt ihn mit leicht erhobener rechter Hand, während er in der linken ein Buch hält. Heute befindet es sich vor der Volkshochschule an der Bergstraße, deren Besucher er von seinem Sockel aus vielleicht ein wenig schulmeisterlich-patriarchalisch begrüßt.

Neben seiner politischen Tätigkeit ist Stüve auch ein bedeutender Historiker für die Geschichte Osnabrücks geworden. Schon sein Großvater Johann Eberhard Stüve hatte 1789 eine *Geschichte und Beschreibung des Hochstifts Osnabrück* herausgebracht.

*Posieren in Feindesland: Russische Offiziere im Osnabrücker Kriegsgefangenenlager*

Der dritte Kriegswinter kam, der „Steckrübenwinter". Er sollte besonders hart werden, denn zusätzlich zur Nahrungsmittelknappheit gingen jetzt buchstäblich die Öfen aus. Es gab kaum noch Kohlen und Heizmaterial, obwohl die westfälischen Zechen praktisch vor der Haustür lagen. Allein wie sollte man die Kohle transportieren, da fast sämtliche Transportmittel für die Truppe requiriert worden waren? Theater, Kinos, Cafés, alles, was der Unterhaltung und Zerstreuung diente, wurde nun geschlossen. Krankheiten griffen um sich. Der Krieg bekam auch zuhause ein anderes Gesicht. Verhärmt, zermürbt, ermüdet – die Menschen wollten nach den Jahren der Entbehrungen endlich wieder Frieden. Die Ärmsten traf es wiederum am härtesten. Sie konnten sich lebenswichtige Güter nicht mehr leisten, schon gar nicht auf dem Schwarzmarkt mit seinen horrenden Preisen. Im Steckrübenwinter erfror der „Geist von 1914".

Für die Wirtschaft besonders schlimm war der Mangel an Arbeitskräften, Transportmöglichkeiten, Energie und Rohstoffen. Nahezu jedes Unternehmen war davon betroffen. Alles war auf die Belange des Krieges eingestellt. Noch immer glaubte man an den Sieg. Einige Unternehmen, die kurzfristig auf Kriegsgüterproduktion umstellen konnte, machten gute Umsätze und zählten zu den Gewinnern. Den anderen Betrieben musste es darum gehen, trotz eingeschränkter Produktion über die Runden zu kommen.

*„Zwei lustige Bayern" im Osnabrücker Lazarett*



Durch den Einsatz von Frauen, Jugendlichen und Kriegsgefangenen, die teilweise in Nachtschichten und Sonntagsarbeit schuften mussten, wurden die Ausfälle an Arbeitskraft teilweise wettgemacht.

Es waren die Frauen, die zuhause die Hauptlast zu tragen hatten. Sie unterstützten bedürftige Familien, kochten in den Kriegsküchen, versorgten die immer zahlreicher werden Verwundeten in den Lazaretten. Unentbehrlich waren sie auch in Vereinen oder Institutionen. Hier ist für Osnabrück vor allem der *Vaterländische Frauenverein* zu nennen. Frauen versorgten die durchziehenden Truppen mit Getränken und belegten Broten und organisierten Weihnachtsfeste. Ebenso kümmerten sie sich um die Kriegsgefangenen.[248] Pakete mit warmer Wäsche, Zigaretten und Schokolade für die Frontsoldaten wurden gepackt, zumindest solange es noch dergleichen gab.

*Pathos für den Sieg: Plakat zur Steigerung des Durchhaltewillens*

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass die offizielle Inbetriebnahme des Hafens, an dem seit 1912 gebaut worden war, am 3. April 1916 ohne große Feierlichkeiten erfolgte. An diesem Montag um die Mittagszeit lief das erste Schiff ein. Es war der aus Bremen über Minden kommende Schleppkahn „Minden 52". Das Schiff der Weser-Schiffahrtsgesellschaft löschte 475 Tonnen Hafer. Auch die Osnabrücker Presse nahm nur am Rande Notiz von diesem Ereignis – zu sehr beherrschten die Geschehnisse an der Front die Schlagzeilen.[249]

## 10.3. Die Niederlage

In Städten wie Berlin und Leipzig traten im April 1917 erstmals Rüstungsarbeiter in den Streik. Sie protestierten damit gegen den Hunger und forderten einen baldigen Friedensschluss. Dass der Krieg für Deutschland nicht mehr zu gewinnen war, wurde spätesten mit dem Kriegseintritt der USA am 2. April 1917 deutlich. Gegen die überwältigenden personellen und materiellen Ressourcen der Alliierten konnte es keine Chance mehr geben.

# 13. Tausend Jahre später

„Wollt ihr den totalen Krieg?“ hatte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels 1943 in seiner berüchtigten Rede in die aufgeheizte Menge im Berliner Sportpalast gebrüllt. So „total“ wie der Krieg wurde dann auch die Niederlage. Die Bilanz des Zweiten Weltkriegs war trostlos. Der Massenvernichtung und Tötungsmaschinerie der Nationalsozialisten waren etwa sechs Millionen Juden zum Opfer gefallen, ebenso mehrere hunderttausend Sinti und Roma, um nur zwei der größten Gruppen zu nennen. Hinzu kam die Ermordung von etwa 3,5 Millionen Sowjetbürgern und Polen. Insgesamt forderte der Krieg an und hinter der Front 55 bis 60 Millionen Todesopfer. Noch nie war auch die Zivilbevölkerung insbesondere durch den Bombenterror so sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, nie zuvor hatte es ein größeres Ausmaß an materiellen Zerstörungen gegeben. Die Welt hatte unvorstellbare Verbrechen erlebt. Unfassbar waren die Bilder der ausgemergelten und vom Tode gezeichneten Überlebenden aus den befreiten Konzentrationslagern.

Aber der Krieg hatte die Welt noch auf eine andere Art nachhaltig verändert. Die Allianz der Siegermächte, zunächst noch zusammengehalten durch den gemeinsamen Gegner, brach nach Kriegsende schnell auseinander. Frankreich und Großbritannien hatten ihre Vormachtstellung in der Welt verloren und mussten den USA und der Sowjetunion den Vortritt lassen. Der sich schon während des Krieges abzeichnende Ost-West-Gegensatz mündete in den Kalten Krieg. Deutschland verlor ein Drittel seines Staatsgebiets und wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt, aus denen sich später zwei deutsche Staaten entwickelten, die in Berlin durch eine Mauer, an den übrigen Grenzen durch Stacheldraht und Todesstreifen voneinander getrennt waren. Familien wurden auseinandergerissen und sahen sich, wenn überhaupt, oftmals erst nach Jahren wieder.

## 13.1. Nichts ist mehr normal

Im Innern des Reichs hatte sich der totale Zusammenbruch schon früh angekündigt. Die Reichsbahn stellte Ende Januar ihren Schnell- und Eilzugverkehr ein, Briefe wurden nur noch im Ortsverkehr oder zwischen günstig gelegenen Orten zugestellt. Ansonsten gab es als Lebenszeichen nur die Postkarte. Man konnte sich ohnehin nur das Nötigste berichten. Auch im Hinblick auf die Lebensmittelversorgung gab es ungewohnte Kost: Raps und Rapskuchen, Kaffee aus Eicheln, Stärke aus Kastanien. Klee und Luzerne gab es als Gemüseempfehlung, Frösche und Schnecken sollten den Eiweißbedarf decken.[298] Allenthalben gab es mehr oder wenige gute Ratschläge aus der Zeit der Jäger und Sammler.

Die Stadt Osnabrück war mit dem Einmarsch der britischen Truppen praktisch aus NS-Deutschland ausgeschieden. Kurz zuvor war sie noch zur Festung erklärt

*Weg in die Gefangenschaft: Deutsche Soldaten auf einem britischen Militärjeep*

worden. Der unsinnige Auftrag des Kampfkommandanten Major Reck hatte gelautet: Verteidigung der Stadt bis zum Äußersten. Doch mit welchen Kräften hätte er diesen Auftrag ausführen können? Nur noch wenige hundert Soldaten der Wehrmacht befanden sich in der Stadt, ansonsten standen einige tausend Volkssturmmänner zur Verfügung, ohne Uniform, ohne Waffen, ohne Erfahrung und praktisch untauglich für den Waffendienst. Notdürftig an der Panzerfaust ausgebildet, wurde dieses letzte Aufgebot den feindlichen Einheiten an die vorbereiteten Panzersperren entgegengeschickt.[299] Der Durchhaltewillen der jungen Flakhelfer sollte durch die Verleihung von Kampfabzeichen gestärkt werden, für je zehn abgeschossene feindliche Flieger gab es eines.[300]

Doch wozu das alles? Der Krieg war längst verloren. Die britisch-kanadischen Verbände hatten sich der Stadt Osnabrück im Norden, Westen und Südwesten genähert. Als der Morgen des 4. April 1945 graute, standen sie am Stadtrand. Noch in der Nacht hatte die NS-Kreisleitung angeordnet, Frauen und Kinder aus der Stadt zu evakuieren, doch nur wenige leisteten dem Befehl Folge. Für den weiteren Vormarsch der alliierten Truppen ins Stadtinnere bildeten die Panzersperren kein wirkliches Hindernis mehr, denn der Volkssturm war längst nach Hause gegangen und die verbliebenen regulären Soldaten hatten sich auch abgesetzt oder leisteten keinen Widerstand mehr.

# Osnabrück liegt nicht in Bayern

Um das Jahr 1900 hatte die Stadt Osnabrück im gesamten Deutschen Reich den Bau eines Elektrizitätswerks ausgeschrieben. Auch die Nürnberger Elektrizitäts-Gesellschaft Soldan & Co. beteiligte sich an der Ausschreibung und forderte die Unterlagen an. Adressiert war das Schreiben „An den wohlloeblichen Stadtmagistrat der Kgl. Bayr. Stadt Osnabrueck“. Soldan & Co. erhielten den Auftrag nicht, ob aus Mangel an geographischen Kenntnissen, ist nicht überliefert. Immerhin macht die Anrede doch ein bis in die jüngere Vergangenheit reichendes Problem deutlich. Die Stadt Osnabrück konnte sich trotz des Westfälischen Friedens selten über einen größeren Bekanntheitsgrad freuen. Die meisten Menschen kennen Osnabrück vielleicht noch immer bestenfalls von der Durchreise. Für die Bahnreisenden ist die Stadt zumeist die letzte Station vor Münster oder Bremen. Der Autofahrer fährt über die A 1 grundsätzlich an Osnabrück vorbei. Und selbst das bekannte Autobahnkreuz heißt Lotter Kreuz. Der Lokalpatriot müsste angesichts solcher Aussichten in tiefste Depression versinken.

Einer der meist gelesenen deutschen Schriftsteller jedoch, der Erfinder des Winnetou, Karl May, kannte Osnabrück, zumindest dem Namen nach. In seinem Roman *Der Spion von Ortry* wird der Name der Stadt einmal erwähnt, als Ort eines Verbrechens zwar, aber immerhin. Ob er Osnabrück auch hätte lokalisieren können, bleibt offen. Es spricht aber einiges dafür.

Ein Osnabrücker Historiker stellte vor kurzem fest, Osnabrück sei eine Stadt, „die es mit sich selbst nicht immer leicht hat“ und sprach ihr eine „klare oder doch zumindest … griffige Identität“ ab.[331] Nur ein einziges Mal traf Osnabrück die Weltgeschichte: 1648. Doch selbst dieses Ereignis muss sich Osnabrück mit einer anderen Stadt teilen. Auch der 1991 früh verstorbene Direktor des Staatsarchivs, Wolf-Dieter Mohrmann, versuchte die Osnabrücker Geschichte in europäische Dimensionen einzuordnen[332] und sie damit aus der tatsächlichen oder vermeintlichen Identitätslosigkeit herauszuholen. Sicherlich ist die Frage berechtigt: Wer oder was ist Osnabrück?

Der Direktor des Osnabrücker Diözesanmuseums beklagte noch im Mai 2008 in einem Beitrag für den *Rheinischen Merkur* „das wenig ausgeprägte regionale Selbstbewusstsein in Stadt und Land“[333] und attestierte der Stadt „ein Klima … zwischen kleinkarierten Konflikten und eifersüchtiger Erbsenzählerei der Konfessionen einerseits sowie einer ausgeprägten pragmatischen Toleranz andererseits …“[334]

Osnabrück ist eine Stadt, die ihre Fesseln erst sehr spät, in der Mitte des 19. Jahrhunderts gesprengt hat. Dem Neuen gegenüber kaum aufgeschlossen, kennzeichnete ein ausgeprägter Hang zum Althergebrachten die Stadt. Bis in die 1840er Jahre hinein blockierte oder erschwerte der Magistrat die Ansiedlung neuer Gewerbebetriebe und den Zuzug Ortsfremder. Für die Osnabrücker Oberschicht musste die

*Glückliche Osnabrücker: Jazz im Schatten des Doms*

Gesellschaft klein und überschaubar bleiben. Jeder kannte jeden, die familiären Strukturen des Bürgertums galt es um jeden Preis zu erhalten. An den alten Befestigungsanlagen prallten sämtliche Neuerungen ab. Vielleicht hat das jahrhundertelange Leben hinter engen Mauern Stadt und Einwohner geprägt, die dem „tolopen volk“ immer reserviert gegenüberstanden und eifersüchtig über die überkommenen Rechte und Privilegien wachten. In einer Zeit sich auflösender Bindungen und wachsender Mobilität ist eine Stadt heute im Gegensatz zu damals wahrscheinlich auch nur noch so etwas wie eine „Lebensabschnittsgefährtin“, wo die Zeit fehlt, sich mit ihr zu identifizieren, wo „Identität“ sich zunehmend auf die Geschichte reduziert und kein aktuelles Gesicht mehr hat, ja vielleicht sogar beliebig wird.

Wie lässt sich ein so komplexes Gebilde wie eine Stadt in eine griffige Formel packen, die sich marketingtechnisch verwerten lässt? In den 60er Jahre galt Osnabrück als „ein bundesrepublikanischer Musterfall“[335], nachdem Statistiker herausgefunden haben wollten, die Stadt bilde in ihrer inneren Struktur den Durchschnitt der bundesrepublikanischen Gesellschaft ab. Geschickt nahm Osnabrück den Ball auf mit dem Slogan „Stadt der Goldenen Mitte“. Seit 1998, dem Jahr der 350. Wiederkehr des Friedensschlusses von Münster und Osnabrück scheint der Begriff „Friedensstadt“ angemessen und zukunftweisend zu sein.

Gibt es in Osnabrück vielleicht zu wenig an identitätsstiftender Tradition, so dass Werbestrategen diese Aufgabe übernehmen und saloppe Sprüche den Mangel ausgleichen müssen? Als Beispiel seien die zahlreichen, inzwischen verblassten Aufkleber „Ich komm’ zum Glück aus Osnabrück“ genannt, die vor einigen Jahren viele Osnabrücker Autos zierten, nachdem eine Umfrage des „Stern“ im Jahr 2004 die glücklichsten Bundesbürger in Stadt und Landkreis Osnabrück angesiedelt hatte.

Im Sommer 2007 rieben sich die Osnabrücker verwundert die Augen. „Herrlich ehrlich!“ betitelte eine Osnabrücker Werbeagentur eine Imagekampagne der Stadt und verzierte wichtige Bauwerke mit überdimensionierten Bannern, die das Heger Tor als „Brandenburger Törchen“ oder das altehrwürdige Rathaus als „Capitölchen“ bundesweit bekannt machen sollten.